

IV. Moral in Beyspillen, oder Criminal-, Heren- und Gespenstergeschichten, Gaunerstreiche und Mörder-scenen zur abschreckenden Warnung, und herrliche Züge von Patriotismus, Geistesgegenwart, edler Nächstenliebe, Unschuld, von ausgerottetem Gespensterglauben u. zum Muster der Nachahmung.

(Sämmtlich aus dem österreichischen Kaiserthume.)

Die arme Gutha.

Als die in der Geschichte vor dieser Zeit ungenannten Bauern von Appenzell in der Schweiz, übermüthig über manchen in und außer dem Lande erfochtenen Sieg, nach Vorarlberg strömten, wurde die arme Gutha zur Wohlthäterinn von Bregenz. Schon hatten die Appenzeller die Klause erobert, die Stadt von allen Seiten umrungen, beynah täglich Stürme, und zugleich (wie sie pflegten) bey den Bürgern die Nacht verführerischer Worte versucht. Alles umsonst; denn Sturm und Verführung scheiterten am tapfern Arm und an der unerschütterlichen Treue der Unterthanen gegen ihren rechtmäßigen Herrn, den in jenen Gegenden mächtigen Grafen von Montfort, dem Verbündeten des damaligen Herzogs von Tyrol, Friedrich (mit der leeren Tasche). Doch ward dem Grafen banger und banger vor den Bauern, deren Wuth in dem Maße stieg, als die Einnahme der Stadt, mitten im Winter, erschwert wurde. Eben dachte er mit den neu angekommenen Ritters über die Entsetzung der belagerten Stadt nach, als ein armes Weib, Gutha, nach Bregenz gelaufen kam, mit der Nachricht: sie sey im Lager der Feinde gewesen, hätte sich dort, Almosen suchend, länger verweilt, und wiederholt vernommen, daß den folgenden Tag, den 15. Januar 1408, ein Hauptangriff auf die Stadt geschehen werde. — Wer glaubt einem Bettlerweibe? Doch Gutha gewann Glauben durch den Antrag, sich verwehren zu lassen, bis der folgende Tag vorüber wäre. Man stellte zureichende Mannschaft am Hohlwege auf, der von der Nachbrücke in die Stadt führt, und traf zugleich die nöthigen Anstalten in der Stadt, um den Feind würdig zu empfangen, alles in der Nacht, in tiefer Stille. Kaum brach die Morgenröthe des 15. an, als der Feind mit seiner ganzen Macht heranrückte, durch den Hohlweg bis in die Vorstädte. Auf einmahl sprangen die hinter den lebendigen Zäunen und dem Gebüsche Versteckten hervor, und es geschah zugleich ein Ausfall aus der Stadt. Die Appenzeller wurden so derb geschlagen, daß sie mit Zurücklassung einer großen Anzahl von Todten, von einigen Kanonen, und selbst des Landes-Panners, über den Rhein fliehen, und alle diesseits gemachten Eroberungen aufgeben mußten. — Nun, heißt es, trug der Graf von Montfort der armen Gutha lebenslängliche Pflege an; sie aber verlangte nichts anders, als daß der Nachwächter von Martini bis Licht-

meß um 9 Uhr Nachts die Worte ausrufe: „Ehre der Gutha!“ Daraus bildete sich nach und nach Ehr-Gutha, und Ehr-Gutha wurde wirklich in Bregenz zur bestimmten Zeit ausgerufen, bis zum Jahre 1812. In diesem Jahre aber (wo Vorarlberg nicht dem Fexter Osterreichs gehorchte), hob der nämliche Beamte, welcher die drey zum Andenken des erfochtenen Sieges dienenden Bildstöcke wegchaffen ließ, auch diese löbliche Sitte auf, doch nicht — die dankbare Erinnerung an die rettende Gutha.

Die löbliche Sitte jedoch, daß in Bregenz der Nachwächter von Martini bis Lichtmeß um 9 Uhr Nachts: „Ehr-Gutha“ ausruft, besteht noch wirklich, indem dieselbe sogleich im ersten Winter nach der glücklichen Wiedervereinigung Vorarlbergs mit dem österreichischen Kaiserstaate zur allgemeinen Freude, und zwar von selbst wieder auflebte. — Übrigens führt dermalen von der Nachbrücke kein Hohlweg mehr, sondern eine herrliche Post- und Commercialsstraße durch lachende Wiesen, fruchtreiche Äcker und liebliche Obstzäer, in die Stadt, nachdem die ehemahlige Waldung in dieser Gegend vor 20 Jahren ausgerottet wurde. — Das an einem Hause der obern Stadt in Stein gehauene Bildniß, welches eine auf einem Pferde reitende weibliche Figur vorstellt, ist wohl nicht ein vermeintliches Bildniß der Ketterinn Gutha, sondern wahrscheinlich ein aus den Römerzeiten sich herschreibendes Denkmahl.

Der glücklich besiegte Aberglaube an Wampyre in Ungern, Mähren u.

Vor kurzem sind die Wampyren durch Romane und Schauspiele wieder an die Tagesordnung gekommen, so daß sie in der gesellschaftlichen Welt, während mehrerer Wochen, der Gegenstand des Gesprächs waren und die Tageblätter sich mit ihnen beschäftigten; aber dieß ist nicht der einzige Beweggrund, warum wir auch einige Worte darüber zu sagen denken. Die Zeit ist uns noch nicht gar so ferne, wo dieser Wahn sich bey Völkern, wo die europäische Cultur langsamere Fortschritte macht, auf eine unselige Weise zeigte. Man kennt nur wenige Nationen, die nicht in ihrer Kindheit den religiösen Glauben einer Wiederkehr der Seelen der Todten auf die Erde gehabt hätten, es wird dem Menschen zu schwer, den Gedanken zu fassen: es werde die Seele bey der Auflösung der irdischen Hülle gänzlich verschwinden, lieber nimmt

er den widersprechenden abgeschmackten Begriff von sichtbaren Geistern an, als zugeben, daß die Seele sich nicht mehr kund gebe, sobald die Thätigkeit des Körpers aufgehört habe. Den gebildeten Völkern des Ostertums wies dieser Glaube doch nur sanfte, wohlwollende Empfindungen ein, man hielt den Zustand seiner Manen für ruhig und friedlich; es war der zügellosesten Einbildungskraft der barbarischen Völker aus Osten vorbehalten, ihren Todten die rachsüchtige, bössartige Sinnensart der Lebenden zu geben, sie gegen das Menschengeschlecht erbittert zu glauben, und gegen ihre leblosen Überreste eine Unmenschlichkeit auszuüben, die selbst die Wilden entsetzen würde. Es war in Ungern und Mähren ein allgemein verbreiteter Glaube, daß gewisse Todte die Nacht erscheinen, um die Lebenden, besonders Verwandte, zu schrecken, ihnen das Blut auszusaugen und so oft auf Unkosten ihrer Schlachtopfer eine Art irdischen Lebens fortzusetzen. Dieser Aberglaube fand sich in Pohlen, Schlessen, Serbien, bey den Griechen u. s. w. Die Ungern hatten ihn in eine Art System gebracht, indem sie an untrüglichen Anzeichen zu erkennen glaubten, ob ein Todter die Eigenschaft hat wiederzukehren, um seine Überlebenden auszusaugen; sie wußten Mittel, ihnen diese Eigenschaft zu rauben und sich vor ihnen zu bewahren, und nennen diese Todten *Duypires* oder *Vampyren*, was Blutsauger bedeutet. Die Griechen, die nie zurückstehen, wenn es auf Aberglauben ankommt, nennen ihre blutdürstigen Gespenster *Broucolaken*; unter diesem Nahmen sind sie sowohl auf dem festen Lande, als auf den Inseln des Archipels bekannt. *Tournefort* in seiner Reise nach Griechenland erzählt weitläufig und scherzhaft die Geschichte eines *Broucolaken*, welcher im Jahre 1701 die Einwohner der Insel *Micon* quälte. Man beschuldigte einen armen Bauer, der bey einer Baigerey umgekommen war, jede Nacht zu erscheinen, die Menschen zu schlagen, ihnen die Kleider zu zerreißen, Thüren und Fenster einzuwerfen, und Töpfe und Flaschen zu zertrümmern. „Ich sah nie etwas Traurigeres, sagt *Tournefort*, als den bejammerenswerthen Zustand dieser Insel; diese Menschen waren alle wüthend geworden, die Verständigsten schienen wie alle übrigen zu seyn; es war eine Seelenkrankheit, so wie der Wahnsinn oder die Tollheit. Man sah ganze Familien ihre Wohnungen verlassen und aus den entferntesten Theilen der Stadt ihre Lagerstätte auf den öffentlichen Plätzen suchen. Jeder beklagte sich über einen neuen Angriff, und man hörte bey eindringender Nacht nichts wie wimmern und klagen. Die Klügsten zogen sich auf das Land zurück.“

Tournefort galt für ungläubig, fast für gottlos, weil er an Thatsachen zu zweifeln wagte, von deren Wahrhaftigkeit die ganze Insel überzeugt war. Der Todte wurde zwey- bis drey-mahl des Tages ausgegraben, die Popen hielten Processionen und zogen mit dem Weihwasser in die Häuser umher, um die Thüren zu bespren-

gen. Man steckte zwey Schwerte, in der Gestalt eines Kreuzes, auf das Grab des Todten, riß ihm das Herz aus, fastete und betete. „Der *Broucolake* war aber darum nicht zu bändigen, sagt *Tournefort*, und alle Welt war in der äußersten Bestürzung; man wußte nicht mehr, zu welchen Heiligen zu flehen; als plötzlich einstimmig, als hätte man sich das Wort gegeben, in der ganzen Stadt gerufen wurde: man hätte genug gewartet, und mußte nun den *Broucolaken* verbrennen, sie wollten doch sehen, ob dann der Teufel noch in ihn fahren könnte! Lieber wollten sie das Auserste wagen, als die Insel veröden sehen. — Denn es hatten wirklich schon mehrere Familien ihre Habseligkeiten aufgepackt, um nach *Sira* oder *Tini* zu ziehen. Wir sahen das Feuer, wie wir von *Delos* zurückkehrten, und man konnte es wirklich ein Freudenfeuer nennen, da man keine Klagen mehr über den *Broucolaken* hörte; man begnügte sich zu sagen: daß dießmahl der Teufel angeführt sey und sang Lieder, die ihn lächerlich machen sollten. Die Türken jedoch ließen die armen *Miconer* für das vergossene Blut dieses armen Teufels, der in jeder Hinsicht der Fluch und Abscheu dieses Landes geworden war, durch schwere Strafgelder büßen. In Ungern und Mähren hatte noch vor hundert Jahren der Aberglaube an den *Vampyrismus* einen viel trübren Charakter. Man glaubte, daß die Leichname, deren Blut noch flüssig sey, durchaus dem *Vampyrismus* ausgezehrt waren, und bestimmte diese Eigenschaft mit juridischen Beweisen. Man grub die Leichname, die man im Verdacht hatte, *Vampyre* geworden zu seyn, aus, hieb ihnen den Kopf ab, und durchstach ihnen das Herz, um ihrem Zustand ein Ende zu machen. Die, welche glaubten, von einem *Vampyre* ausgezehrt worden zu seyn und zusehens magerer wurden, rieben sich den Leib mit der Erde von dem Grabe des Todten, und hatten sogar die Entschlossenheit, von seinem Blute zu trinken, um nicht selbst *Vampyre* zu werden. Denn der *Vampyrismus* steckt an, wie eine Krankheit, und derjenige, der von einem *Vampyre* ausgezehrt worden ist, kann demselben Zustand nach seinem Tode nicht entgehen.

Schreckliche Folgen der Einsamkeit eines mährischen Sonderlings.

Auf seinem Ahnenschlosse *Füllstein* lebte vor dreihalb-hundert Jahren *Ritter Eric Sup* von *Füllstein*, ein Nachkomme des riesigen *Herbert*, der in der Entscheidungsschlacht im *Marchfelde* gegen *Ottokar* (1278) der ritterlichen Gewandtheit *Nudolphs* von *Habsburg* unterlag. *Eric* war seiner Zeit die Merkwürdigkeit des Tages durch seine Eigenheiten, von denen er nie abließ, und die ihn von jeder menschlichen Gesellschaft zurückhielten, obgleich er einer der reicheren Güterbesitzer Mährens war. Er trank aus keinem andern Glase,

als aus dem feinigem, das er stets, wie einst Diogen seine hölzerne Schüssel, bey sich führte; so trug er auch stets seinen eigenen Löffel bey sich, mit welchem er speisete, und nichts in der Welt konnte ihn dazu bewegen, sich eines andern zu bedienen. Bloß ein Kleid hatte er: dieß trug er so lange, bis es von ihm in Stücken herabfiel, worauf er sich dann nackt drey oder vier Tage in einer Badwanne aufhielt, bis wieder ein neues Kleid fertig wurde. Bey dem Anblick von Mäusen bekam er Convulsionen, deßhalb hielt er sich einen eignen Diener, der bloß Mäuse zu fangen und zu tödten hatte. Zogen seine Knechte mit dem Netze Fische aus dem Halter, und berührte einer davon nur die Erde, so ließ er diesen, als weiter zu nichts nütze, wegwerfen. Pelzwerk kaufte er nach Pfunden, und bezahlte das Pfund mit zwey weißen Groschen, ein Umstand, den unsere Alten für sehr merkwürdig hielten. Wenn sein Diener Wein in die Kanne einlassen sollte, mußte er erst etwas Wein auf die Erde stießen lassen, und dann erst die Kanne unterstellen, und schenkte er ihm Wein in's Glas ein, so mußte er die Kanne weit von sich mit beyden Händen halten, daß er den Wein nicht anhauchen konnte. Einst brachte ihm der Richter aus einem seiner Dörfer frische Eyer, und legte sie mit der Hand auf die Schüssel; dieß brachte den Ritter in Wuth, und er zerwarf alle diese Eyer an dem Richter, indem er sagte: Du Laugenichts, wie unterstehst du dich das mit deinen Händen zu beschmutzen, was ich essen soll. — Gewöhnlich schlief Ekrid bey Tage, und wachte und trank die ganze Nacht hindurch, nur selten ging er bey Tage aus. Im Jahre 1562 starb er, und wurde im Fulnecker Augustiner-Kloster begraben. — Zwey hundert Jahre später lebte ein anderer Sonderling in Mähren, der wohl wenig seines Gleichen hatte. Es war Johann Wenzel Przepichy Freyherr von Richenburg, der letzte Mann eines uralten berühmten Hauses. Er hatte an der Olmüzer Universität studirt, sich auf Reisen ausgebildet, und war überhaupt im Fache des Wissens und des Herzens ein ausgezeichnete junger Mann, als sein Vater starb, und ihm ein sehr verschuldetes Gut hinterließ. Dieß verkaufte er, und kaufte dafür im Jahre 1719 die Herrschaft Ewanowiz bey Wischau für 200,000 fl. von der Gräfinn Maria Beatrix von Kottal, gebornen Fürstinn von Sickingen. — Troß dem, daß ihm, seiner ausgezeichneten Kenntnisse als seiner Familienverbindungen wegen, mehrere wichtige Staatsbedienungen offen standen, zog er diesen doch das Privat- und Landleben vor. Ewanowiz befreyte er durch weise Ökonomie von allen darauf hastenden Schulden, und setzte sein Wirthschaftswesen in einen vorzüglichen Stand. Nie pflegte er zahlreichen Umgang zu haben, täglich stoh er die Menschen mehr, in kurzem durfte ihn niemand — wenige ehemahlige akademische Freunde ausgenommen — mehr besuchen, und auch diese durften nie bey ihm im Schlosse,

das übrigens sehr alt und schlecht eingerichtet war, übernachten. Die Zugbrücke, wodurch sein mit Wällen umgebenes Schloß allen zugänglich war, blieb fast stets aufgezogen, und wurde nur in dringenden Fällen, nach von ihm eingeholter Erlaubniß herabgelassen. Für den Wirthschaftsverwalter und seine Unterthanen, gegen die er sich sonst stets billig, sehr oft auch edelmüthig bezeugte, war ein gewisser Tag in der Woche bestimmt, wo er allein für sie zu sprechen war. Ein Koch, der sich stets, um nicht immer nöthig zu haben, die Fallbrücke herabzulassen, auf acht Tage mit Vorrath versehen mußte, ein Jäger und eine Magd waren seine ganze Bedienung. Alle möglichen Versuche, ihm seinen Spleen zu nehmen, waren vergeblich, indem er stets bitter lächelnd entgegenete, von seinem Thun und Lassen habe er Niemanden Rechenschaft zu geben nöthig. Bey solchem Starrsinn erlangte er, was er zu wünschen schien: bald ward er aller Besuche überhoben. — Im 54. Lebensjahre heirathete er nach einer kurzen Bekanntschaft, zum Erstaunen aller, plötzlich ein armes aber liebenswürdiges Fräulein aus der Nachbarschaft, und die Hochzeit wurde mit einem überraschenden Pomp vollzogen. Aber wie wuchs das Erstaunen, als er am folgenden Morgen seine Gemahlinn mit einer jährlichen Apanage von 1000 fl. wieder fortschickte, und ihr bey dem Verlust dieser Rente verboth, sich weiter um ihn zu bekümmern. Er selbst bezog sogleich eine Stube seines Schlosses, wo er aus zwey stark vergitterten Fenstern fast sein ganzes Gut übersehen konnte. In der Thüre war ein kleines Loch mit einem Schieber angebracht, wodurch er fürder bloß seine Diener und den Wirthschaftsverwalter sprach, und seine Speisen, die er stets selbst angab (er speisete täglich nur ein Mahl, und trank bloß Wasser) und Bücher (Religion und Geschichte war seine stete Lectüre) erhielt; die Thüre selbst wurde nie wieder geoffnet, bis an seinem Todestage. Der eiserne Ofen, der das Zimmer erwärmte, wurde von ihm von innen geheißt, und durch eine gewisse Vorrichtung konnte er die Fallbrücke, von seinem Zimmer aus, nach Belieben herablassen und aufziehen; so wie er zugleich von seiner Zelle aus die Thurmglöcke läuten konnte, die der Ruf des Jägers war. Alle Montage um 10 Uhr mußte der Wirthschaftsverwalter erscheinen, und Bericht erstatten, Gelder übergeben, und die nöthigen Anordnungen einholen, die stets sehr klug und zweckmäßig waren. Einem Vetter, dem es doch gelang bis vor seine Zimmerthüre zu dringen, und der ihn durch eine lange Rede von seiner Lebensart abzubringen versuchte, entgegnete er, nachdem er ihm eine Weile gelassen zugehört hatte: „Vergebens versuchen Sie es, mich zu curiren; mir wird es bey Ihnen besser gelingen.“ Zugleich überreichte er ihm eine Borse mit 3000 Ducaten, indem er noch sagte: „Ihre Krankheit sind Schulden, dieß Pflaster wird wirken. Eine Recidive aber werde ich nicht mehr curiren.“ Der Schieber flog zu. — Ei-

nes Montags fragte er den Verwalter, ob nicht alle Mandeln Weizen auf einem Felde, das er aus seinem Fenster überseh, bis Sonnenuntergang weggeräumt werden könnten. Da schenkte er sie den Dorfgemeinden Hosiß, Medlowitz und Anthail Schwabenitz unter der Bedingung, daß das Feld bis Sonnenuntergang abgeräumt werden sollte. Was denn auch geschah *). Am 12. Septem- ber 1765 nachdem der Baron auf diese Weise mehr denn dreißig Jahre verlebt hatte, verbreitete sich Morgens im Markte Ewanowitz das Gerücht, die Zugbrücke sey herabgelassen. Voll banger Ahnungen eilte alles das Schloß hinan, und bebend ging der Wirthschaftsverwalter nach dem Gemache seines Herren. Die Thüre war erbrochen, der Greis lag mit zerfetztem Haupte, im Blute schwimmend, neben der eisernen Kiste, wo er sein Geld zu verwahren pflegte, und die wenigstens 70,000 Gulden hielt, nun aber rein ausgeleert war. Seine beyden großen englischen Doggen, seine einzige Gesellschaft, die mit ihm Kost und Zimmer theilten, lagen todt an seiner Seite. Schrecken und Entsetzen ergriff Alle. Im Schlosse fand man, bey näherem Suchen nach einer Spur, nichts als ein offenes, zerfetztes Fenster, und an demselben eine Leiter, der Strick zur Thurmglöcke war abgeschnitten. Da der Jäger fast stets allein zu seinem Herrn kam, allein um alle Gelegenheiten des Schloßes wußte, in des lezten Hand sich noch ein Büschel Haare fand, die jenen des Jägers gleichen, wurde dieser sofort als verdächtig eingezogen, hielt jedoch, ohne etwas zu bekennen, alle Grade der Tortur aus, und starb einige Jahre nachher. Ein alter polnischer Jude, der sich gerade um diese Zeit in dieser Gegend aufgehalten hatte, und durch manche kleine Umstände sich sehr verdächtig gemacht hatte, wurde gleichfalls zu Brunn eingekerkert, wo er, ohne etwas zu bekennen, die ganze Folter aushielt; wegen des gar zu großen Verdachtes, der auf ihm ruhte, wurde er dennoch auf Lebenszeit in einem unterirdischen Gemache des Rathhauses, das man noch jetzt zeigt, festgesetzt, wo er noch sehr viele Jahre lebte. Alle weiteren Bemühungen, die Verbrecher zu erforschen, blieben bis jetzt fruchtlos. —

Der Lebensretter mit eigener Lebensgefahr.

Folgende schöne That, die man uns aus Agram meldet, bedarf gewiß zu ihrem Ruhme keines poetischen Schmuckes, und zu ihrer Würdigung keiner andern Em-

*) Auf diese Weise verlebte er mehr als dreißig Jahre und in einem ungläublichen Schmutz, der sich bis zur Höhe einer halben Elle aufhäufte und ein festes Erdreich bildete, durch das nur einige schmale Stiege gingen, auf denen dieser Selbstquäler auf und nieder zu gehen pflegte. Nie versrieth sich bey ihm weder im Sprechen, noch im Schreiben eine Spur von Geisteschwäche, Verrücktheit oder Melancholie, aber auch kein Zug von Frohsinn oder Heiterkeit; bloß kalte Gelassenheit in einer widerlichen Einsamkeit.

pfhlung, als die Stimme eines jeden Menschengefühls. Am 20. Junius 1820 hatte zu Agram ein armes Dienstmädchen bey dem Wasserhohlen das Unglück, vor der niedern Einfassung des Steinerns, gegen 20 Klafter tiefen Brunnens, das Gleichgewicht zu verlieren und in die furchtbare Tiefe hinabzustürzen. Auf das Geschrey der Umstehenden kam unter andern auch der Amtsdienner bey der dassigen Cameralcasse, Georg Mikovich, herben. Kaum war der Unfall bekannt, so überließ er sich hastig, ohne erst zu überlegen, dem edlen Triebe, Hülfe zu leisten. Er wollte nicht einmahl das Herausziehen des Wassereimers zur minder beschwerlichen Einfahrt abwarten, sondern ergriff mit beyden Händen die Eimerkette und gleitete an derselben mit bewunderungswürdiger Behendigkeit in den schauerhaften Abgrund hinab. Hier fand er die Unglückliche schwer vom Sturze beschädigt, und fest in solch einer Tiefe festen Grund, daß ihm das Wasser bis an den Mund reichte. Doch nicht achtend diese schreckliche Abgeschiedenheit und die eigene Gefahr, packte der wackere Mikovich das von Blut triefende Mädchen, und da er bey dem Hinabsteigen die Kette sehr schadhast gefunden hatte, mithin sich und die Gerettete einem so unsichern Holt nicht anvertrauen konnte, so hatte er Geistesgegenwart genug, durch Rufen die um den Brunnen versammelte Menge zur Herbeyschaffung von Stricken und Seilen aufzufordern. Damit ging es nun freylich nicht so schnell als mit seiner Hinabfahrt; indessen ließ der edle Menschenretter seinen Muth nicht sinken. Es war ihm gelungen, sich auf zwey hervorragende Steine zu schwingen, und somit, etwas über das Wasser erhoben, sammt dem Mädchen, das sich fest an ihn anklammerte, eine minder gefährliche Stellung zu behaupten. Dies währte eine lange bange Stunde. Mit äußerster Anstrengung und Besonnenheit band nun Georg Mikovich sich und die Gerettete an den Eimer, und beyde wurden dann durch behutsame Sorgfalt glücklich aus der Tiefe herausgezogen. Schwer beschädigt, war das arme Mädchen zwar noch nicht außer Gefahr, aber ihr edelthätiger Retter genießt den Lohn seiner so großen Selbstaufopferung im segnenden Selbstbewußtseyn, und in der Hochachtung seiner Mitbürger, oder vielmehr aller guten Menschen, denen sie zur Kunde kommt.

Beispiele zärtlicher Bruderliebe aus Tyrol.

Von dem kleinen Kirchorte Püll, oberhalb Schwaz im Unterinntale, zieht sich gegen Süden ein längeres, sehr schmales und ebenes Thal, welches sich mit einem Felsen schließt, über dessen steile Wand sich ein Wildbach herabstürzt, der das Thal und Dörferchen durchströmt, und sich in den angränzenden Inn ausmündet.

Des Thales beyde Seiten sind mit Fichten und wildem Gestrüppe bewachsen, oft aber von Furchen und kahlen Steinwänden unterbrochen, von denen un-

geheure Blöcke sich ablöseten, die in des Gebirgsstromes Bette herumliegen, Wirbel und Untiefen bilden, und bey größerer Ergießung des Baches die ganze Wuth des selben durch ihren Widerstand aufreißten.

Um diese Zeit der Gewitter, und so lange der vom Regen angeschwollene Wildbach des Thales Ebene überströmt, ist selbes unzugänglich, und nur selten von einzelnen Hirten und Holzarbeitern besucht.

In diesem Zustande der Verödung war das Thal am 12. August des Jahres 1819, als Vormittags um 9 Uhr Peter Hirner, ein 15jähriger Sohn des armen Söldners Franz Hirner, am Piller-Niederberge auf der rechten Buchwand in Mitte des Thales stand, wo er für seines Vaters Pflanz von den Steinrißen sprossendes Gras mit einer Sichel abschneidet.

An seiner Seite war sein Bruder Georg, ein Knabe von 10 Jahren, und mehr oberhalb der noch jüngere Bruder Aloys, erst bey 6½ Jahr alt.

Mit einmahl glitschte Peter Hirner aus Versehen von dem schlüpfrigen Pfade aus, stürzte die steilen Felsenriffe hinunter, und entwand seines vorragenden Bruders Georg ihm ängstlich nachstarenden Blicken.

Die bekannte Tiefe des Falles und das Brausen des Waldstromes verkündeten dem Bektern nur zu laut des Bruders erlittenes Unglück.

Schrecken, Furcht vor ähnlichem Schicksal und mächtige Liebe kämpften heftig in des Knaben biederer Brust; allein ein unbesiegbarer Trieb, den Bruder zu retten, entschied diesen Kampf im Augenblicke seines Entschens.

Von einem Steinklumpen zum andern kletterte er den nämlichen Weg, den sein Bruder stürzte, herunter, und schwang sich, unbekannt mit der ihm drohenden Gefahr, durch Hülfe der Zweige eines einzeln da stehenden Strauches bis an des Wildbaches Rand, — aber welches Bild stellte sich da seinen Augen dar!

Gerade vor ihm her, längs der felsigen Wand, hatte der Bach einen reisenden Zug, nicht möglich zum Durchwaten, an den ein tiefer Wirbel stieß. Beynahe in Mitte des Rinnsaales ragten zwey mächtige Felsstrümmen hervor, an die dieser Wirbel sich trieb. Auf einem derselben sah Georg seinen unglücklichen Bruder unter sich gekehrt liegen, sah dessen Kopf, Vorderleib und Arme in den Kreisel des Wassers gesenkt, und die treibende Oberfläche vom frischen Blute geröthet. Daß des Bruders Leben von einem Augenblicke abhängt, fühlte der Knabe tief, wagte — von Verzweiflung und Liebe gespornt — einen kühnen, äußerst verwegenen Sprung und erreichte glücklich das Felsstück; wäre ihm dieser mißlungen, so würde der Wildbach rettungslos ihn fortgerissen haben.

Hier nun stand er — zu beyden Seiten von Wasser umschlossen, wie auf einem Eilande, stemmte sich mit äußerster Anstrengung seiner kindlichen Kraft fest an den Stein, hob den Unglücklichen, ungeachtet seiner

viel überwiegenden Schwere, aus dem Wirbel empor, und hielt ihn dann sitzend mit seinen Armen umschlungen. Bewußtlos war der Gefallene, ganz todtenähnlich, und von seiner Wunde, da sich die ganze Haut von der linken bis zur rechten Seite des Oberhauptes sichelförmig losgerissen hatte, gräßlich entsetzt.

Ihn fortzuschleppen, war er so wenig im Stande, als selbst durch das Wasser zu sehen, um fremde Hülfe zu suchen, und befand sich daher in neuer qualvoller Angst.

Indessen war auch der kleinste Bruder Aloys etwas herunter geklettert, und diesem ruhte er, dem Vater die traurige Nachricht zu bringen.

Lange dauerte es, bis der Kleine das entlegene älterliche Haus erreichen, und der Vater durch Umwege auf diesen Platz des Entschens gelangen konnte.

Nun erst wurden beyde Brüder aus den Fluthen getragen, und der Verunglückte, der durch zwey Tage besinnungslos blieb, und von dem Seelsorger schon zum Tode vorbereitet war, mit thätigem Chyrurgischen Beystande noch gänzlich gerettet.

So ist die Geschichte. Ihr Inhalt ist wahr, und von der Geistlichkeit, so wie von den angesehensten Besthern dieser Gemeinde verbürgt. Sie verdient wohl öffentlich bekannt gemacht, zu werden; so wie diese arme wackere Familie, und der Heldemuth des Knaben die Aufmerksamkeit und Unterstützung der Menschenfreunde.

Die Märtyrinn der Unschuld.

Die Gemahlinn Friedrich's II. Grafen von Eyllh war Elisabeth aus dem angesehenen und reichen Hause der Grafen von Modrusch. Eines Morgens fand man sie todt im Bette.

Friedrich's lockre Lebensweise mag vielleicht mehr als die Gewohnheit jener Zeiten, bey den dürftigen ärztlichen Kenntnissen jeden plötzlichen Sterbefall der Vergiftung oder irgend einem andern Verbrechen zuzuschreiben, die Veranlassung gegeben haben, daß sich im Volke allgemein die Sage verbreitete, Friedrich habe seine Gemahlinn, ihrer überdrüssig, durch einen Mordmord aus dem Leben geschafft.

In Croatien lernte er Veronica von Dessenitz, die Tochter eines Edelmannes, kennen, dessen Adel und Vermögensumstände nur sehr mittelmäßig waren. Aber Veronica war die Perle des Königreiches; denn reichlich war sie ausgestattet mit allen Reizen einer vollendeten Schönheit. Wie lockend mußte es für den unbefangenen Sinn eines solchen Geschöpfes seyn, das einsame, glanzlose Schloß wenig gekannter Väter gegen die vielen Burgen und Prunkgemäcker Friedrich's, die engumgränzte, einförmige Heimath gegen die herrlichen Gauen zu vertauschen, die der mächtige Eyllier beherrschte? Überdies mochte es ja einem Friedrich an Künsten der Verführung aus nicht gefehlt haben. Heiß glühte sein Herz für diese

Huldgestalt. Bald trug der glückliche Freyer den Sieg davon, und heimlich ließ er sich durch Priesterhand mit ihr vermählen. Aber bald war auch diese Verbindung kein Geheimniß mehr, und das tausendjüngige Gerücht brachte sie zu den Ohren seines Vaters Hermann II. Höchlich fand sich darob der mächtige, ahnenstolze Graf beleidigt, tief empört das Herz des Plane brütenden Vaters, der für den verwitweten Sohn nun an irgend einem Regenten-Hofe um die Hand einer Prinzessin werben wollte. Barbara, Hermanns Tochter, Friedrich's Schwester, Gemahlinn des luxemburgischen Sigismund, Königin von Ungern und Böhmen, bereits auch römisch deutsche Kaiserinn, wollte in der gemeinen Edel-dirne keineswegs eine Schwägerinn anerkennen. Sie schürte daher die Gluth der Zwietracht zwischen Vater und Sohn vollends zum verzehrenden Feuerbrande auf, und bediente sich hiebey aller Mittel, welche der Nachsicht einer hochbeleidigten Fürstin und der Bosheit eines unverschämten Weibes, als Barbara es war, zu Gebote standen.

Dieses Eheband, obgleich von der Kirche geheiligt, sollte sich doch nie der väterlichen Segnung erfreuen, sollte gewaltsam gesprengt werden. Dieses Loos war geworfen. Kaiser Sigismund, von Hermann und Barbara dazu verleitet, lud seinen Schwager, den Grafen Friedrich, an seinen Hof nach Ungern ein. Friedrich folgte der Einladung, aber als er daselbst ankam, wurde er in Eisen gelegt, und an seinen Vater ausgeliefert. Man warf ihn zuerst in den Thurm zu Osterwih, dann in das Verließ der Weste Ehlly. Ritter Judok von Helsenberg erhielt die Aufsicht über den Gefangenen, und übte an dem Unglücklichen sein Amt eben so strenge als kaltherzig aus. Die Schlösser, die der Vater Friedrich zu keinem standesmäßigen Lebensunterhalte schon früher angewiesen, wurden sogleich eingezogen, und die Weste Feledrichstein, in Gottschee, eine vom Grafen Friedrich erst erbaute, prächtige Burg, wurde in der Wuth des Jornes niedergebrosen.

Veronica, nirgends mehr sicher, irrete nun, um dem Grimme blutdürstiger Verfolger zu entgehen, von einer treuen Jofe begleitet, einige Zeit im Dickicht schauerlicher Wälder herum. Hier war sie jeder Lebensgefahr Preis gegeben, hier mußte sie mit Verzweiflung und jeglichem Mangel kämpfen. Wurzeln und wildes Obst waren ihre Nahrung, Sumpfwasser ihr Getränk. Auf feuchter, bloßer Erde ruhte ihr müdes Haupt, ihr naßgeweintes Auge. Endlich führte sie ihr Schutzgeiß zu Menschen, deren Herz für das schöne Gefühl des Mitleids nicht verschlossen war. Sie kam gegen Pettau, und fand in jener Gegend in einem abgelegenen Thurme eine Zufluchtsstätte, in der man sie sicher glaubte. Doch der Häßler und Ausläurer zu viele waren ausgesendet, um sie nicht zu entdecken. Sie wurde da aufgehoben,

nach Osterwih geschleppt, in schwere Ketten, in einen dumpfen, finstern Kerker geworfen. Eine schlechte, karge Nahrung, die sie kaum vor dem Hungertode beschützte, der Eisensessel's Last und Geklier, Mobergestank, herzlose, höhrende Wächter, Thränen, Händeringen, Jagen und folternde Ungewisheit über das Schickal ihres geliebten Friedrich machten ihren Zustand so erbarmungswerth, daß man es ein Wunder nennen muß, wie sie hier drey, drey lange, höllenvolle Jahre aushalten konnte. Allein auch in der Grabhalle des tiefen Verließes war sie noch dem Grafen Hermann lästig. Um jedoch seiner Nachsicht einen Anschein des Rechtes zu verschaffen, wodurch er vor Volk und Nachwelt die Brandmarke von seinem Rahmen wegwischen, und allenfalls auch den Wurm Gewissen einschläfern könnte, ließ er sie endlich nach Ehlly führen, und dort vor ein Gericht stellen. Es ward ihr ein Rechtsfreund beygegeben, und dieser führte vor den Schranken des Gerichtes ihre Sache so kräftig und so glücklich, daß sie die Richter, selbst Hermann's gewaltigen Jorn nicht fürchtend, unschuldig erklärten, und frey sprachen. Es ist Schade, daß uns die Geschichte den Rahmen dieses eifrigen Verfechters der Unschuld und des Unglücks nicht aufbewahrte.

Graf Hermann war mit diesem Spruche unzufrieden. Ihn rührten nicht Gründe der Wahrheit, es rührte ihn keine Macht der Beredsamkeit, nicht der heilige Freybrief der Unschuld, nicht der Anblick der Dulderinn, deren blühende Engelhülle nun freylich schon zu einer Leichengestalt abwelkte. Veronica schien ihm unter den Lebendigen übersüßig, und bald flüsteren ihm entmenschte Bösewichter einen andern Klagepunct ein, der in jener Periode des Aberglaubens und der Unwissenheit der schrecklichste war. Hermann beschuldigte sie, daß sie durch Zauberkünste und mit Satans Hülfe das Herz seines Sohnes bestrickt habe, und nun auf gleiche Weise ihm selbst nach dem Leben strebe. Das Richteramt behielt er sich dermahl selbst bey. Sie wurde nach Osterwih zurück geführt, wo sie auf Hermann's Befehl den Hungertod sterben sollte; allein sie starb nicht; denn aus dem Bestnde muß ihr Jemand heimlich Nahrung gereicht haben. Hermann sandte also zwey Knappen gegen Osterwih, welche die Unglückliche in einer Badwanne ersäufen mußten. Der Tag dieser schwarzen That war der 17. October des Jahres 1428. Ihr Leichnam wurde zuerst in Traßlau begraben, und später vom Grafen Friedrich, als er selbst zur Regierung gelangte, wie Cäsar und das Chronicon Celejanum melden, nach Geyrach übertragen, und der Obhut und dem Gebethe frommer Mönche anvertraut. Das Grabmahl selbst ist in der noch bestehenden Kirche alldort nicht mehr vorfindig. Das Grab dieser Märtyrinn mußte jedem Dulder eine heilige Stätte seyn.